

Sommerferien auf der Hardegg

Autor(en): **Christen-Aeschbach, Charlotte**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Oltner Neujahrsblätter**

Band (Jahr): **63 (2005)**

PDF erstellt am: **08.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-659954>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

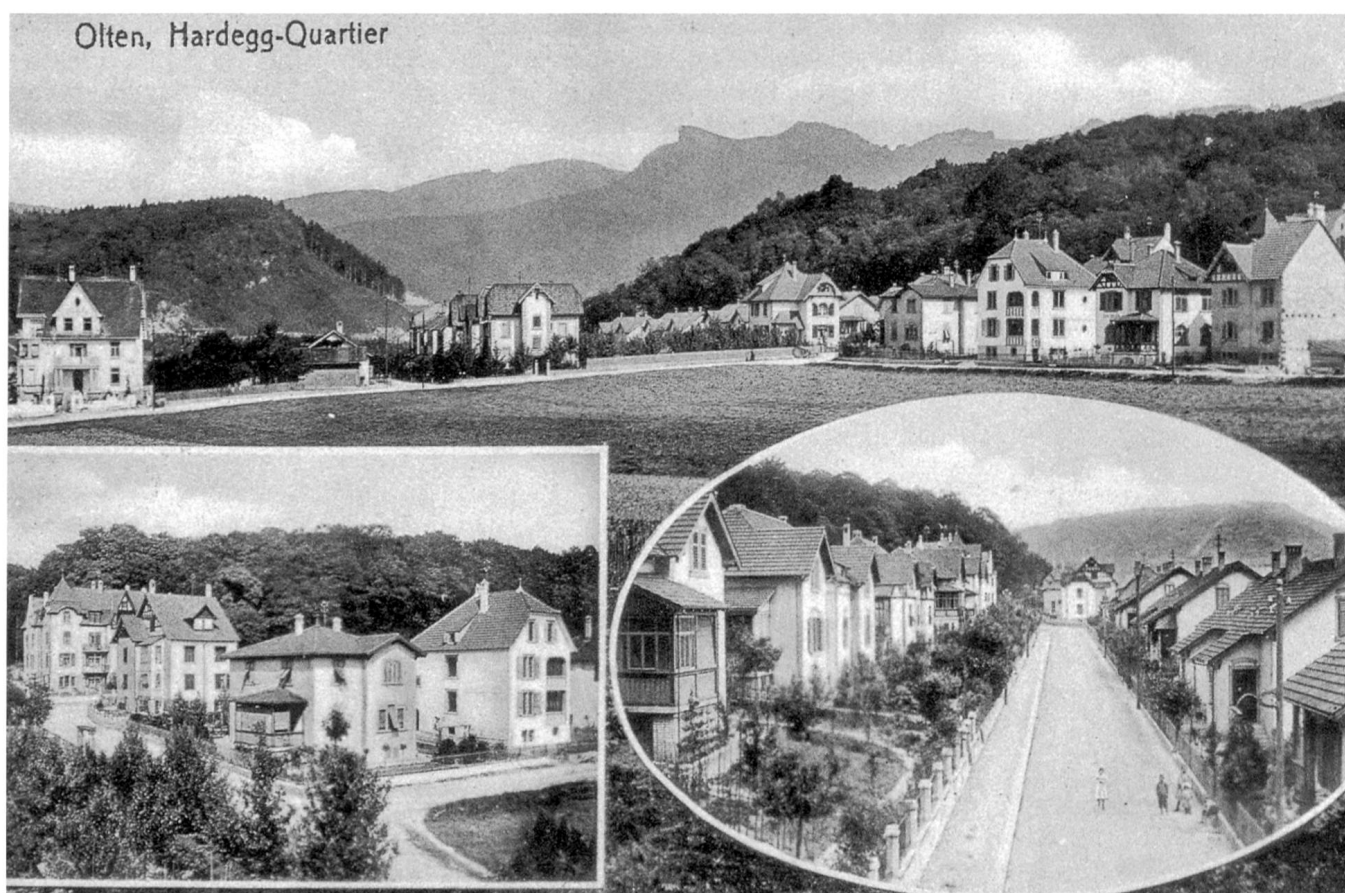
Sommerferien auf der Hardegg

Charlotte Christen-Aeschbach

Nun hat überall die Schule wieder begonnen. Zu Tausenden sind die Ferienreisenden heimgekehrt. Vorbei der alljährliche Stau auf den Autobahnen und die mühseligen Wartezeiten in den Flughäfen. Wer von unsern Vorfahren hätte sich zu Beginn des 20. Jahrhunderts vorstellen können, was heute Realität ist: Mehrere Wochen bezahlte Freizeit und erst noch die Wahl, wo im sonnigen Süden, an welchen feinsandigen Stränden man sie verbringen will? Am Anfang des letzten Jahrhunderts konnten sich weite Reisen nur Mitglieder des europäischen Hochadels leisten. Sie bewohnten mit ihrem Gefolge die damals entstandenen Palasthotels. Allerdings fuhr man früher im Sommer eher in die Seebäder im Norden, wo die Herrschaften, sommerlich angezogen, die frische Seeluft genossen und lange Spaziergänge der Küste entlang unternahmen. Die Damen trugen Hüte und Sonnenschirme, um dem zarten Teint nicht zu schaden, die Herren «Kreissägen», Strohhüte mit schwarzem Ripsband. Wer sich als Frau ins eher kühle Meerwasser wagte, bedeckte den Körper vom Hals bis zu den Knöcheln. Die Herren zogen zum Baden einen geringelten Badeanzug an, der aussah wie ein Unterleibchen mit angeschnittenen langen

Unterhosen! Die würden wohl Augen machen, wenn sie unsere heutige Bademode sehen könnten. Die besteht zum Teil nur noch aus minimalsten Stoffdreiecken und ein paar Schnürchen, wenn überhaupt, denn selbst Nacktbaden ist an gewissen Stränden erlaubt. Heute fahren die meisten Familien in den Süden, was mehr als verständlich ist, wenn man bedenkt, dass wir bei uns am Bielersee dieses Jahr noch im Juli geheizt haben! Es gibt für Kinder wohl nichts Schöneres, als im warmen Meer zu plantschen und die Sonne auf der nackten Haut zu spüren.

Reisen war Anfang des letzten Jahrhunderts, dank der Eisenbahn, zwar Allgemeingut geworden, aber für viele Kinder immer noch aussergewöhnlich. Als mein Vater 1906 in die erste Klasse kam, fragte die Lehrerin nach den Sommerferien: «Wer von euch war schon mal in Basel?» Ein paar Kinder hoben die Hände. «Und wer von euch war schon in Luzern?» Da hoben sich schon weniger Arme, und als sie dann noch fragte: «Und wer von euch war schon in Lugano?», meldeten sich nur noch zwei oder drei Kinder. «Natürlich ihr Eisenbahner mit dem Beamtenbillet», bemerkte die Lehrerin ziemlich schnippisch. «Die soll sich doch nicht so aufspielen.



Postkarte des Hardeggquartiers um 1912

Soviel ich weiss, war ihre Mutter «Schisshüsslifrou» im Bahnhof Olten», tuschelte mein Vater seinem Banknachbar zu. Der grinste so blöd, dass die Lehrerin unverzüglich wissen wollte, was der naseweise Herrmann soeben geflüstert habe. Brühwarm plauderte der verdatterte Junge es aus, worauf die ganze Klasse johlte. So eine Unverschämtheit musste natürlich bestraft werden. Nachsitzen, einen ganzen schulfreien Nachmittag lang, und zwar in der Hilfsklasse, lautete das Verdikt der beleidigten Dame!

Ferien kannten die meisten Leute zu jener Zeit nicht. Ein Arbeitnehmer hatte Anrecht auf drei Tage frei im ersten Anstellungsjahr. Später erhöhte sich die Anzahl, doch viele Jahre lang beschränkte sich die Freizeit auf wenige Tage. Die verbrachte man zu Hause oder, falls man einen Garten oder Pflanzplätze besass, eben dort. Zu flicken oder renovieren gab es immer etwas. Unbeschäftigt herumsitzen gehörte sich sowieso nicht. Das war etwas für die Reichen. Glücklicherweise die Kinder, die die Sommerferien bei den Grosseltern verbringen durften. Sie gehörten zu den Privilegierten. In unserer Familie war das Haus meiner Urgrosseltern an der Unteren Hardegg ein solches Refugium. Ein bescheidenes Eisenbahnerhaus, umgeben von einem grossen sonnigen Garten, der fast alles enthielt, was man zum Leben brauchte: Gemüse, Kartoffeln, Salat, einen Apfel- und einen Birnbaum, einen Zwetschgen-, einen Quitten- sowie einen stattlichen Nussbaum. Erdbeeren, Himbeeren, Stachelbeeren und Brombeeren gab es genug, um sie frisch zu essen und davon noch Konfitüre zu kochen. An der Südwand des kleinen Holzschuppens wuchs ein Pfirsichbaum in Spalierform, der jedes Jahr köstliche Früchte trug.

Meine Urgrossmutter kenne ich nur von alten Fotografien. Schwarz gekleidet, das gelichtete weisse Haar mit einer schwarzen Samtschleife zu einem Knoten gebunden, erschien sie mir uralte, obschon sie zu der Zeit, von der ich erzähle, ungefähr in meinem Alter sein musste. Sie lebte allein auf der Hardegg, umsorgt von ihrer jüngsten, noch ledigen Tochter Elisabeth, genannt Liseli. Urgrossvater war 1897 verstorben, Söhne und Töchter längst ausgeflogen.

Rechtzeitig vor den Sommerferien schrieb Tante Liseli ihren Grosskindern nach Basel und Bellinzona: «Kommt ihr lieben Kinder, ihr sollt es schön haben», flötete sie zuckersüss, dabei hatte sie immer genau auf diesen Zeitpunkt den grossen Hausputz programmiert. Die Mädchen Martha und Paula Bärtschi, die im Tessin aufwuchsen, freuten sich immer riesig, denn ihre Grossmutter Lina Aeschbach-Kohler war eine liebe, geduldige, nicht aus der Ruhe zu bringende Frau. Schliesslich hatte sie zwölf Kinder, sechs Söhne und sechs Töchter, grossgezogen. Sie war also einiges an Rummel gewohnt. Gleichzeitig mit den Mädchen kamen auch Emil und Paul Vogt, die zwei Buben der ältesten, früh verstorbenen Tochter, nach Olten. Ihre Eltern besaßen das Hotel «Vogt und Flügelrad» beim Hauptbahnhof in Basel. Kaum waren die Kinder in die zwei Mansarden eingezogen, übernahm Tante Liseli das Regiment. Jeden Morgen angelte sie als Erstes die Schuhe vom Schuhbrett an der Wand und stellte sie den Mädchen zum Putzen hin. Die modischen Knopfstiefeletten der Tante erforderten besondere Sorgfalt. Tante Liseli war

eine beeindruckende junge Frau: gertenschlank, das dicke dunkelbraune Haar zum Knoten aufgesteckt, trug sie immer weisse Blusen mit einem Stehkragen bis zum Ohrläppchen. Der knöchellange Rock streckte zusätzlich die Figur, ein Gürtel markierte die schlanke Taille, die man mit zwei Händen umfassen konnte. Das Schnürkorsett formte den üppi-gen Busen und die runden Hüften. Sie entsprach ganz dem Schönheitsideal der damaligen Zeit. Das hinderte sie nicht daran, bei der Arbeit zuzugreifen und sich energisch die Schürze umzubinden. Dasselbe erwartete sie von ihren Nichten und Neffen. Da hiess es: Wasser kochen, Tisch decken, abwaschen, Betten machen, Böden wischen, Teppiche an der Teppichstange klopfen und das Mühsamste von allem: das Stubenparkett «spänlen». Dazu legte man sich ein Stück Stahlspäne unter den rechten Schuh und fuhr damit hin und her, immer im Lauf des Riemens, sonst gab es hässliche Kratzer, und die Tante schimpfte gehörig. Der gelöste Schmutz wurde zusammengekehrt, bevor das Parkett mit Bodenwischse eingerieben wurde. Mit einem mehrfach gefalteten Wolltuch unter den Knien rutschte man nun, den Wischelappen in der rechten Hand, über den Stubenboden. Nun hiess es, den schweren Blocher über den Boden ziehen. Zuerst nur mit der Blochbürste, anschliessend mit unterlegtem Wollfilz zog und stiess man den Blocher über den Boden, bis das Parkett im Hochglanz spiegelte. Leider waren die frisch duftenden, gewichsten Böden und Treppen auch gefährlich. Man rutschte nämlich leicht aus und stürzte. Ein Glück, dass heutige Hausfrauen diese Knochenarbeit nicht mehr verrichten müssen!

Am Nachmittag wurde es dann gemütlicher: Grossmutter, Tante und Kinder setzten sich bei schönem Wetter an den runden Tisch beim Hortensien-Rondell und säuberten die am Vortag gepflückten Beeren. Diese verarbeitete die Tante anschliessend zu einer herrlichen Vierfruchtkonfitüre, oder sie kochte von den roten und schwarzen Johannisbeeren ein köstliches Gelée. Erinnern Sie sich noch, wie man damals Kirschen aussteinte? Man zupfte den Stiel weg und führte genau an dieser Stelle den Bogen einer eisernen Haarnadel in die Kirsche ein. So liess sich der Stein ohne allzuviel Saftverlust entfernen. Die gemeinsamen Stunden im Garten liebten die Kinder, denn Grossmutter berichtete dann ausführlich von früher, von den Streichen ihrer Eltern, oder sie erzählte ein Märchen. Atemlos lauschten die Kleinen der Geschichte von der bösen Stiefmutter, die einen Jäger beauftragte, die schöne Königstochter zu töten und ihr zum Beweis ihres Todes das herausgeschnittene Herz mitzubringen. Dass Schneewittchen bei den Zwergen überlebte und alle Versuche, es doch noch zu töten, misslangen, erfüllte sie mit grosser Genugtuung. Sie freuten sich, dass die eifersüchtige Königin in glühenden Schuhen auf der Hochzeit tanzen musste, bis sie selber tot umfiel. War das Wetter regnerisch, setzten sich alle an den Stubentisch. Grossmutter und Tante holten den Flickkorb und stopften die Löcher in den Strümpfen oder nähten abgerissene Knöpfe wieder an. Manchmal war die Tante auch am Bügeln, während die Mädchen Eile mit Weile spielten und die Buben sich mit einem Brettspiel die Zeit vertrieben.

Emil und Paul Vogt, die verwöhnten Enkel aus Basel, kamen bei ihrem ersten Ferienaufenthalt auf der Hardegg in eine andere Welt, denn sie waren in einem kleinen Hotel mit bescheidenem Komfort aufgewachsen. Ausserdem erledigten Putzfrauen, Zimmermädchen, Serviertöchter und Küchenmädchen die Hausarbeit. Der Vater kümmerte sich um die Küche, den Weinkeller und den Einkauf. Die Mutter betreute die Gäste, schrieb Rechnungen, bezahlte die Lieferanten und überwachte die Arbeit des Personals. Bei der Grossmutter mussten die Enkel nun plötzlich die «Männerarbeit» verrichten: Holz und Kohle in die Küche tragen, Mehl, Zucker, Salz, Kaffee, Schwarztee, Reis, Gewürze und Lampenpetrol auf Vorrat in der Oltner Altstadt einkaufen gehen. Das war für kleine Buben, die so etwas nicht gewohnt waren, recht mühsam. Auf dem Heimweg über die alte Brücke, vorbei am «Zollhüsli» überquerten sie die Gleise beim ehemaligen Hotel Gotthard. Die Unterführung existierte damals noch nicht. Von dort aus zog sich der Weg bergauf zur Hardegg noch ein gutes Stück. Die gefüllten Petrolkannen schlugen beim Gehen gegen die Beine, die Arme wurden immer länger. Beim ersten Kommissionenauftrag erklärte Emil Vogt, der ältere der beiden, entschieden in «Baseldytsch»: «Grossmamma, ych gang nit!». Aber bald sah er ein, dass Widerstand zwecklos war, denn wer essen wollte, musste auch seinen Teil beitragen zum Funktionieren des Haushalts. Die Enkel stellten manchmal erstaunliche Fragen an ihre Grossmutter, als sie zum ersten Mal in die Ferien kamen. «Grossmamma», wollte der kleine Pauli wissen, «hänn ehr au e Closet?» Die Kinder duzten ihre Grossmutter nicht. Nein, eine Wasserspülung fürs WC kannte auf der Hardegg niemand. Hier ging man immer noch aufs Plumpsklo über der Jauchegrube. «Grossmamma», fragte Pauli ein ander Mal, «hänn ehr au Wäntele?» «Oh Gott, Kind, wie kommst du denn auf so eine Idee,» fragte die Grossmutter entsetzt. Das Hotel «Flügelrad» wurde um die Jahrhundertwende gelegentlich von Auswanderfamilien benützt. Agenten, die vorher ihre wenigen Habseligkeiten versteigert hatten, brachten sie nach Basel in das Hotel und setzten sie einige Tage später im französischen Bahnhof in einen reservierten Zug, der sie nach Le Havre brachte. Dort schifften sie im untersten Deck ein für Amerika. Armut, Hunger und Verzweiflung liessen wenig Platz für Hygiene. Man trug, was man hatte, auf dem Leib und das wochenlang. Schmutz und Gestank bildeten den Nährboden für Ungeziefer aller Art: Läuse, Flöhe und Wanzen waren da nichts Aussergewöhnliches. Wenn nun wieder mal so ein Schub Auswanderer das Hotel verlassen hatte, wurde das ganze Haus desinfiziert. Nicht die kleinste Ritze durfte übersehen werden. Mit heissem Schmierseifewasser schrubbten die Zimmermädchen die Böden und Wände, wuschen das Bettzeug und die Vorhänge und gossen Salzsäure in Abläufe und WCs. Nur so konnte man sicher sein, dem eingeschleppten Ungeziefer Herr zu werden. Ein gründlicher Hausputz pro Jahr war sowieso nötig, also nahm man die ungeliebten Gäste in Kauf. Ich nehme an, die Agenten bezahlten einen anständigen Preis, sodass sich der Aufwand lohnte. Ausserdem hatte man nicht jeden Tag im Jahr sämtliche Zimmer

des Hotels besetzt. Auf der Hardegg gab es zwar kein Badezimmer, doch am Samstagabend füllte Tante Liseli in der Küche die Waschzuber mit warmem Wasser, seifte die Kinder ein und wusch ihnen die Haare. Am Sonntagmorgen lag dann die saubere Unterwäsche auf dem Stuhl neben dem Bett. Nein, Wanzen kannte man da nicht.

Wenn die «Basler» auf der Hardegg in den Ferien weilten, tauchten am Nachmittag auch die Enkel Herrmann und Max vom Klosterplatz auf. Zusammen mit den Hardeggbuben streiften sie durch den Hardwald, organisierten Schnitzeljagden oder bekriegten sich mit selbstgemachten Holzschwertern. Was heute undenkbar ist, wurde damals den Buben ganz offiziell im Kadettencorps beigebracht. Militärische Übungen, ja sogar Manöver, gehörten zur Ausbildung. Noch hatte man keine Vorstellung von den verheerenden Kriegen des 20. Jahrhunderts! Schiessen und «Soldätele» gehörten nach Meinung der Väter einfach zur Erziehung! Schliesslich waren die Alten ja auch begeisterte Schützen. Deshalb gehörte auch eine Karbidkanone auf der Hardegg zum Bubenspielzeug. Nach dem Mittagessen pflegte die Grossmutter auf der Gartenbank ein Nickerchen zu machen. Auf der Südseite des Hauses gab es ein «Tali», eine aufgeschüttete flache, kiesbestreute Terrasse, wo ein paar rote Rattansessel, eine Bank und ein Tisch Platz hatten. Während nun die Grossmutter gemütlich Siesta hielt, luden nebenan die Buben ihre Kanone. Im Kreise stehend, pissten sie auf das Karbid, das augenblicklich mit einem Höllknall explodierte. «Ihr Himmelsäue», entfuhr es der aus dem Schlaf gerissenen Grossmutter. Sie war so erschrocken, dass ihr kein anderes Schimpfwort einfiel. Kleinlaut verzogen sich die Buben, denn so zornig hatten sie ihre liebe Grossmutter noch nie erlebt. Überhaupt verstanden es die Buben meisterhaft, sich unsichtbar zu machen, wenn es um Hausarbeit ging, die, ihrer Meinung nach, Sache der Mädchen war. Nach dem Nachtessen hiess es bald einmal: «Ab ins Bett», erst recht, wenn Besuch kam. Onkel Herrmann und Tante Martha vom Klosterplatz oder Onkel Arnold und seine Frau von der Rosengasse genossen an schönen Sommerabenden eine gemütliche Plauderstunde bei ihrer Mutter. Da sass die Erwachsenen rund um den Gartentisch, eben auf dem «Tali», bei einem Glas Wein und einem Stück selbstgebackenen Kuchen. Dabei sprachen sie natürlich auch von Dingen, die nicht für Kinderohren bestimmt waren. Aber da wussten sich die neugierigen Ferienkinder zu helfen. Klammheimlich stiegen sie in ihren Nachthemden barfuss aus den Mansardenfenstern, setzten sich mucksmäuschenstill aufs sonnenwarme Ziegeldach genau über dem «Tali» und spitzten die Ohren. Leider wurden sie meistens von ängstlichen Nachbarn entdeckt und prompt von Tante Liseli zurück ins Bett spediert. Nicht auszudenken, wenn eines der Kinder vom Dach gefallen wäre! So vergingen die Sommerferien mit Arbeiten, Spielen und allerlei Schabernacktreiben im Nu. Nach der Chilbi, dem Höhepunkt der Oltner Ferien, nahmen alle wehmütig Abschied, nicht ohne sich fest zu versprechen, im nächsten Jahr wieder zu kommen, wenn Tante Liseli scheinheilig schreiben würde: «Kommt ihr lieben Kinder, ihr sollt es schön haben!»